

Ute Cohen
Willents Brut

Roman

LESEPROBE



SEPTIME

Dieses Werk ist ein Roman. Die Handlung basiert auf wahren Begebenheiten, wurde jedoch aus Gründen der Dramaturgie fiktionalisiert. Namen, Charaktere, Orte und Ereignisse wurden teilweise verändert oder frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen oder realen Ereignissen ist, soweit nicht ausdrücklich anders angegeben, rein zufällig.

Die Tristan-Briefe im IV. Teil stammen aus Original-Gefängnisbriefen von Romeo Bayazid. Die Texte wurden der Autorin von ihm zu Lebzeiten mit dem Wunsch übergeben, diese literarisch zu verwenden und zu veröffentlichen.

Der Abdruck erfolgt im Sinne des Verstorbenen.

Das Gedicht auf S.136 stammt aus einem Anfang der Achtzigerjahre verfassten Liebesbrief an die Autorin.

© 2026, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Christie Jagenteufel
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: © i-stock
Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-99120-090-1

Septime Verlag e.U. | Johannagasse 15-17/18 | A-1050 Wien
buero@septime-verlag.at

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.instagram.com/septimeverlag

Ute Cohen

Willents Brut

Roman



Für Jens, Paul und Romeo

*Aber wie Orpheus weiß ich
auf der Seite des Todes das Leben
und mir blaut
dein für immer geschlossenes Aug.*

Ingeborg Bachmann

Die schmalen Hände glitten über die Maserung des Holzes. Es fühlte sich kühl an, lebendig, wütend, als klopfte ein eingezwängtes Herz im Korpus dieser mächtigen Tür. Einen Moment lang glaubte sie das Pochen in ihrer eigenen Brust. Sie hielt den Atem an und ließ den Ton verklingen. Vorsichtig legte sie ihre Stirn an die Tür, den Rücken leicht gekrümmt. Das Loch befand sich auf Schulterhöhe, bestimmt für kleinere Gestalten, geeicht auf Menschen, die sich anstrengen mussten, sich anpassen an die Gegebenheiten, damit man ihnen Einblick gewährte. Menschen, die das Maß der Dinge vergessen und sich beugen sollten.

Karola kniff das linke Auge zusammen und konzentrierte ihr Führungsauge auf das von einem Messingring eingefasste Loch. Der Duft war zuerst da. Kernseife, Kampfer und Lavendel vermengten sich mit Bohnerwachs und Schweiß. Achseln und Angst. Unter den grauen Gewändern legte sich der Schweiß wie eine gierige Schlange um die Leiber, haftete den Körpern an wie eine ewige Mahnung. Schafft und leidet, fürchtet euch vor Gott und dieser Welt, verbannt hinter diese Mauern.

Die Kinder lagen aufgereiht in ihren Bettchen wie in ihre Kokons eingesponnene Raupen. Die Kleinsten waren kunstvoll eingewickelt in weißes Tuch, verdammt zur Bewegungsunfähigkeit, die Ärmchen fixiert am Körper, die Augen weit aufgerissen oder tot, die Münder rund und dunkel, schreiende Kopien des Loches an der Tür.

Die Hand verhiess kaum Trost. Knöcherne Finger, auf dem Handrücken Weißhöhen, changierend zwischen matten und lasierten Tupfern, gewundene Adern unter grau laviertter Haut.

Die Fingerkuppen schwebten über dem kleinen Gesicht, das zauderte zwischen Hinwendung und Rückzug. Die Hand wanderte weiter, die nächste Wange überstreifend, berührungslös, der Lufthauch messerscharf zwischen kindlicher Haut und einem Wesen, unfähig zur Berührung.

Das Auge hinter dem Guckloch begnügte sich nicht mit dem Anblick. Es verwandelte die Hand in ein spirrenähnliches Gebilde, aus dem Handgelenk wuchsen Trichterrispen, giftiges Mädesüß, Blausäure verborgen in einer unschuldig wirkenden Gestalt. Spürte sie den Blick? Der Rücken gestreckt, der Körper verharrte in Habachtstellung, die Sehnen gespannt, die Ohren aufgestellt wie bei einem Marder. Verhalten wandte sie sich um und richtete den Blick auf das Guckloch. Ein Kehlfeck, karmesinrot, dehnte sich über dem weißen Kragen der Schwesternuniform aus. Die dunklen Streben eines Kreuzes reflektierten sich in der Iris, deren Blau mit wässrigen Leimkügelchen überschwemmt schien.

Für einen Moment leuchtete die Sonne auf, belebte ein längst verwehter Wind das Gesicht, das sich damals einer vermeintlich hellen Zukunft zugewandt hatte, ganz im Zeichen Jesu Christi und der Partei.

Der schaffende Mensch – einfach in seinen Gedanken, groß in seinem Fühlen! Die rechte Hand zum Gruß erhoben, stand Veronika neben ihren Schwestern und wartete auf den Mann, der diesen Satz nur für sie und doch für alle aussprechen würde. Julius Streicher fuhr im offenen Wagen hoch zur Gnadenhöh, eskortiert von Pfarrer und Bürgermeister. Auf der Fotografie, die den geschichtsträchtigen Moment einfangen sollte, sah sie ein strahlendes junges Mädchen, dessen Augen leuchteten, dessen ganzes Wesen von einer neuen Erkenntnis beseelt schien. Sie

spürte noch die Wärme, die ihre Adern durchdrang, das Blut, das durch die feinen Kapillargefäße ihrer Wangen rauschte. Als er die ersten Worte sprach, die Diakonissinnen grüßte und würdigte in einem Ton, der fern von Schmeichelei war, fühlte sie einen Taumel, der ihren ganzen Leib ergriff. Obschon sie seine Worte verstand und deren Sinnhaftigkeit durchdrang, geschah etwas weit Größeres mit ihr. Wahrhaftigkeit, Treue, Beharrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Gestaltungskraft pochten an ihr Trommelfell und wanden sich hinein in ihren Körper. Begriffe und Zeichen verschmolzen auf natürliche Weise mit ihrem Wesen, das für immer markiert sein würde vom gesunden Geist dieses vitalen, in den Diensten des deutschen Volkes und der Natur stehenden Mannes.

Sie hielt ihm die Treue, als er abgesetzt wurde als Gauleiter, wissend um den Schmerz, den der Führer selbst kennen musste bei dieser abscheulichen Tat. Machenschaften der Günstlinge, Rache der Schwächlinge! Verrat! Der Strick um seinen Hals hinderte ihn nicht daran, noch im Tod das triumphale Lächeln des Wahrhaftigen auf den Lippen zu tragen. Das kantige Kinn, die vorpreschende Nase; nichts hatte Streicher von seinem Durchhaltewillen eingebüßt. So sehr sie ihn auch als gewöhnlich und schlicht einer bis auf das Mark verrotteten Menge verkaufen wollten, sein totes Antlitz bezeugte das Gegenteil. Bis zum letzten Atemzug war er unbeugsam, noch im Angesicht des Todes verweigerte er sich der Unterwerfung. Die letzten Worte für Streichers Sohn schrieb sie in ihr Tagebuch, verwahrt auf violett linierten Seiten, auf dass sie ihr Richtlinie und Wegweiser seien in Zeiten des Niedergangs und fehlender Hoffnung: »Der Geist des Führers aber wird hinauswirken in die Zeit und seinem versklavten Volk und einer verführten Menschheit zum Erlöser werden.«

Waren sie nicht alle verführt vom Irrsinn und der Dekadenz der Großstädte? Gediehen in diesen Molochen nicht Krankheit und Leid? In Berlin, so war es ihr zu Ohren gekommen, erstickten sie entweder am Kohlenstaub oder ließen sich blenden von Glitzer und Pailletten. Die Syphilis zerfraß ihnen das Hirn, ließ ihre Leber aufquellen und übersäte die Haut mit Papeln und nässenden Geschwüren. Die französische Krankheit, eingeschleppt vom Erzfeind, hatte ihren Wirt gefunden in diesem morbiden Berliner Korpus, der einer Erneuerung und Revitalisierung harnte. Zerfressen von Parasiten und Ungeziefer, hüllten sie sich in Samt und Pelz, streiften seidene Strümpfe über die bakterienverseuchten Beine. Einmal hatte sie eine dieser armseligen Kreaturen gesehen, ein Mädchen, das in die große, weite Welt hinausgestrebt und als armselige Sünderin in den Schoß der Familie zurückgekehrt war. Eine harte Hand musste sie spüren für ihre Vergehen, mit einem Tuch um den Mund und den von krankhaftem Haarausfall kahl gewordenen Kopf mistete sie den Stall aus und bereitete sich ein Lager neben grunzenden Schweinen und blökenden Schafen, bis der Herr sie erlöste.

Er, sie wagte es kaum mehr, seinen Namen zu denken, hätte diese arme Seele noch im irdischen Leben retten können. Streichers Worte wären die Saat gewesen, die in ihr aufgekeimt wäre zu einem treuen und nützlichen Wesen. Die Gier nach Geschmeide und edlem Gewirk wäre erdrückt worden von einem gesunden Bedürfnis nach Handarbeit und körperlicher Ertüchtigung. Hatte sie es nicht verdient, von Würmern zerfressen in einem Viehstall dahinzuvegetieren? Es wäre ein vermeidbares Schicksal gewesen, wenn sie am Tage von Streichers Ankunft mit ihr zusammen auf der Gnadenhöh gestanden und den Ruf der neuen Zeit gehört hätte.

»Pflüget ein Neues«, heißt es bei Hosea. Sie aber pflügen Böses, essen Lügenfrüchte und ernten Übeltat anstatt Gerechtigkeit und Liebe. Der Prophet fand Gehör nur bei einem, die Partei aber ließ ihn fallen und machte ihn selbst zum Ausgestoßenen. Einmal, als sie die Oberschwester für die unermüdliche Pflege der Frau des Bürgermeisters mit drei Tagen Urlaub belohnte, war sie nach Nürnberg gefahren und dann hinaus auf den Pleikershof, den Verbannungsort des ermordeten Gauleiters. Dort hatte sie im warmen Sommergras gestanden und die Wolken über den Giebeln der Fachwerkhäuser vorbeiziehen sehen, ein hoffnungsvolles Symbol, auch wenn Julius Streichers Asche längst in einem Seitenarm der Isar verstreut war. Die Zeit würde den Irrtum sichtbar, die vertane Chance auf ein gesünderes, leuchtendes Deutschland offenbar werden lassen.

Denn war er nicht mehr als dieser schändliche Judenhasser, als den sie ihn gebrandmarkt hatten? Er war Teil einer Bewegung, einer Jugend, die den Aufbruch ersehnte. Patriotismus war nicht der Wesenskern dieses Bundes, sondern ein notwendiges, selbstverständliches Bindeglied, das der Erneuerung zum Durchbruch verhelfen sollte. Die Lebensreform war geboren aus der Liebe zur Natur, gewidmet dem deutschen Boden, diesem Wald, den Eichendorff besang und dessen Gipfel sich hier oben auf der Gnadenhöh in einem mächtigen Zuge aneinanderreihen. Es war der natürlichste Gedanke der Welt, die Reinheit des eigenen Körpers zu erkennen und vom Dreck und Gestank der Zivilisation zu befreien. Streichers fatalste Fehleinschätzung war es gewesen, den gesunden Körper mittels reinigender Rituale, Leibesübungen und geistiger Disziplin in einen heilen Volkskörper überführen zu können. Aufgeregt hatte sie verfolgt, wie er in Nürnberg das »Paracelsus-Institut« gründete und das »Forschungs- und Prüfungsinstitut für biologische

Heilmittel«. Der Triumph über die Schulmedizin war ihm aber nicht vergönnt. Streichers Zusammenklang aus Lebensreform und Volksgesundheit blieb unerhört. Das Volk, dessen Heil er im Sinne hatte, schenkte einer Wissenschaft den Glauben, die an der Zersetzung ihrer Anhänger arbeitete. Streicher aber hatte es früh schon erkannt: Artfremdes Eiweiß ist nicht nur der Samen anderer Rassen, sondern auch Blutprodukte aller Tierarten, Serum, Lymphe, Organextrakte. Giftig wirke dieses Eiweiß, sobald es in den gesunden Körper eingespritzt werde. Dieser Widerstand gegen die Autoritäten kostete ihn Amt und Würden, nicht diese von seinen Feinden in die Welt gesetzte Geschichte um Korruption und unrechtmäßige Bereicherung. Gerüchte begannen sich um ihn zu ranken, von okkulten Sekten war die Rede, lästerlichen Ritualen, einer Sammlung an schändlichen Bildern, einem unersättlichen Trieb, der dem deutschen Geschlecht zur Schande gereiche, eine Bedrohung für die Jungfrauen des Landes bedeute. Nichts als Geseier und Hechelei! Verschworen hatten sie sich gegen diesen lauterer, mutigen Mann, der sich gegen die kränklichen Kohorten einer untergehenden Zivilisation erhob.

Und dann war alles vorbei. Das hoffnungsvolle Aufflackern eines neuen Zeitalters wurde als Trug und Täuschung, als Irrlicht des Leibhaftigen abgetan. Die grelle, nüchterne Vernunft war ein billiger Ersatz für Erleuchtung.

Dass sich selbst ihre Schwestern, zwar halbherzig nur, aber blitzgeschwind wieder der lutherischen Kirche zuwandten, verbitterte sie am meisten. Wie sie sich wanden und unterwarfen, eingliederten in die neue Ordnung und dabei sich selbst verrieten, ohne mit der Wimper zu zucken! Bücklinge waren sie, Lakaien, die den Kratzfuß machten vor den Feigen und Verdorbenen!

Besinnung auf die pietistische Tradition nannten sie es, Abkehr von einem Irrweg und auch den Rückzug in die Innerlichkeit.

Sie goss Kuhmilch in eine sterilisierte Flasche und schraubte den Sauger auf den Flaschenhals. Leise begann sie das Lied zu summen. Es klang in ihr nach seit diesen Tagen, vibrierte in ihrem Brustkorb als schrecklich-schöne Erinnerung an Zeiten des Aufruhrs. *Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten? Sie fliehen vorbei wie nächtliche Schatten. Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen ...*

Schon damals hätte sie wissen sollen, dass ein bloßer Gedanke ein toter Gedanke war.

Ein schwacher Abglanz des Ursprünglichen war dieses Auge. Ermattung dehnte sich aus in der Iris, die sich müde von einer in sich selbst ertrinkenden Pupille zurückzog. In den dunklen Teich führte eine Netzhautschlagader hinein, die sich auffächerte in feine Kapillargefäße, die das Gewebe um den Glaskörper nährten. Als ihr Lena Rasmussen zum ersten Mal den Aufbau des Auges erklärte, fühlte sie sich bereits hinein in dieses Gefäß, das nur darauf wartete, belebt zu werden. Sie war Teil dieses lebendigen Korpus, gering unter den Geringen und doch unentbehrlich, unbewusst gehorchend den Anweisungen des Sehnervs, der mehr war, als der Name bedeutete. In ihm offenbarte sich ein göttlicher Plan, vereinigten sich unzählige Nervenfasern in einer weißen Masse, bestimmt dazu, eine schnöde äußerliche Welt zu verwandeln in eine reine, von Makeln befreite Geisteswelt. Wie er sich hindurchwand durch das Keilbein in die Schädeldecke, erahnte sie durch kaum merkbare Erschütterungen, ein sanftes Pochen und Pulsieren, das ihr Orientierung gab. Blind zu sein in diesem Augapfel, gelenkt nur von einem fernen Dröhnen und Vibrieren, ein Gedanke, der sie erschreckte, ein Gefühl, das sie verführte.

Sie beugte sich über den Säugling, vergeblich die Lebendigkeit einer vergangenen Zeit in diesem Auge suchend. Der Augapfel wölbte sich über einem stumpfen Geist, der sich vom ersten Tag an der eigenen Begrenztheit fügen würde. Sie näherte sich noch ein wenig mehr diesem Wesen, das ihr anvertraut war, sog den Geruch ein, um ihn sogleich wieder auszustoßen, das Kind zu verschrecken mit diesem wilden Atem, der über die Pupille hinwegfegte. Die zitternden Wimpern versuchten vergeblich, die Augen zu schützen. Ein schriller Schrei entrang sich der Kehle. Sie nahm ein Stück Mull und beträufelte es mit Kochsalzlösung. Mit einer eingeübten Bewegung wischte

sie das verklebte Auge von außen nach innen ab, das andere tupfte sie mit einer frischen Kompresse ab. Das Kind schrie mit einem offenen Mäulchen, in dem eine scharlachrote Zunge zitterte. Noch ist es gesund, dachte sie, der schwache Körper aber würde sein Leben bestimmen und den Tod nicht nur einmal von der Schwelle verscheuchen müssen. Das plärrende Bündel hob sie, ob aus Pflichtbewusstsein oder vom Instinkt getrieben wusste sie selbst nicht zu sagen, aus dem Bett und drückte es sich an die Brust. Die Wärme ihres mütterlichen Körpers ließ das Kind verstummen in einer Reglosigkeit und Stille, welche die unheilvollen Gedanken an damals wieder an die Oberfläche ihres Bewusstseins dringen ließen.

Das Ufer säumten Wiesenschaumkraut, Günsel und Wasserdost. Nicht weit entfernt verbargen sich Walderdbeeren, deren Duft herüberwehte und die Geschichten ihrer eigenen Kindheit erzählte. Sie musste sich die Ohren zuhalten, um nicht hineingezogen zu werden in dieses anheimelnd Unheimliche, dieses Kinderblumenland, in dem sich Waldschmiele, Tafelblatt und Aralien aneinanderschmiegten, umhüllt von Frauenmantel und Tautropfen, die in ihrer Vergänglichkeit eine trügerische Kühle verhiessen. Nebelschwaden huschten über den Teich. Den Kindern hatte sie von Geistern erzählt, die sie entführen wollten, in ein Land ohne Tränen, ein Reich, in dem ein ewiges Schimmern die Menschen vor Grausamkeit und Schmerz schützte. »Ein Schimmern«, fragte sie das Mädchen, »wie fühlt sich das an?« »Leichter als das Leben und süßer als der Tod«, antwortete sie, und das Kind beschied sich mit diesen Worten, weise und unverdorben durch den Lauf der Zeit. Der Junge ließ sich widerwillig an das Ufer ziehen. Missmutig stierte er auf seine dahinstolpernden Füße, die Nägel in die Hand der Mutter, in ihre Hände bohrend. »Mutter«, rief er schließlich

aus, »lass mich gehen.« Er versuchte sich dem Griff zu entwinden, die Schwester am Rockzipfel zu fassen. Die aber barg das Gesicht am Leib der Mutter, dem sie mehr vertraute als dem Blick. Der Bruder zerrte am Kleid und zeigte auf das Wasser, das bedrohlich anzuschwellen schien. »Hörst du es nicht?«, rief er, flehend nun, »komm, komm!« Das Mädchen aber war taub in diesem Tuch, das sich um ihre Ohren legte, gepresst an den lügnerischen Mutterkörper. Sie aber riss den Jungen am Arm, stieß ihn vor an den sumpfigen Rand. Er versuchte sich festzuklammern an Rohrkolben und Halmen, stürzte und stolperte, das Gesicht verzerrt zu einer überraschten Grimasse, gelähmt in Ungläubigkeit. Sie folgte ihm, setzte einen Fuß vor den anderen, das Mädchen im Schlepptau, versuchte ihn zu erhalten, die glitschige Hand zu fassen. Er wand sich, war schon Wassertier und Wurm, strebte hinein in die Mitte des Teiches, versank im schlammigen Grund. Sie griff ins Leere, der Schopf hüpfte über den Teich wie ein Wasserfloh, zu schnell zu leicht für die plumpe Menschenhand. Unter dem Tuch das wimmernde Mädchen, verschont von diesem Anblick, immer noch im Glauben an Rettung. Sie summt das Lied zur Beruhigung, in einem irren, rauchigen Laut, der selbst schon von einer anderen Welt kündete. *Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm, es hat von lauter Purpur ein Mäntlein um ...* Der Junge aber brauchte keinen Trost mehr, keinen versöhnlichen Klang, kein Lügenmärchen und kein Leben. Der helle Schopf verfärbte sich dunkel, das Wasser sog ihn auf. Kaum unterschied er sich noch von den gierigen Algen, die seinen Körper umschlangen und in die Tiefe zogen.

Das Mädchen glitt ab von ihrem Körper, die Hände lösten sich aus einem letzten Krampf.

Der Druck ließ nach. Der Säugling atmete auf, blinzelte sie

mit hellen Augen an, dankbar fast. Sie würde ihn ziehen lassen, obwohl er das Leben weniger verdiente als ihr eigen Fleisch und Blut.

Nichts existiert ohne sein Gegenteil. Mit welcher Leichtfertigkeit sie sich diese anmaßende Behauptung eines gefallenen Engels zu eigen machten! Der Teufel hatte die Lüge gestreut, er sei die Gegenkraft Gottes, um sich aufzuschwingen zu einer ebenbürtigen Macht, obwohl er selbst nur ein Geschöpf des Allmächtigen war. Ein Wesen, ausgestattet mit einem freien Willen, von dem es ausgiebig Gebrauch zu machen gedachte. Luzifer, dieser blühend schöne Jüngling stürzte hinab und glaubte sich in grenzenloser Verblendung Herrscher eines Reiches des Bösen, das doch nur die Ausgeburt seines hochmütigen Geistes war. Das Böse war ein Trugbild, das sich Luzifer erschuf, um nicht zugrunde zu gehen an seiner Schmach. Ein einfältiger Gedanke, den Gott gewiss belächelte, als er den Engel durch Wolkendecken von Blitzen gefolgt ins Nichts stürzen sah. Ob er den Zorn schon ahnte, der anzuschwellen begann in Luzifers Brust, der den Geist hitzig machte und die Ehrfurcht verglühen ließ? Wie lange hatte es gedauert, bis sich die Hoffart des Engels in Zorn verwandelte und das Höllenfeuer den Fliegengott ausspie? Als Kind hatte sie ihn auf einem Bild gesehen, das der Pfarrer auf seiner Kanzel mit Worten malte. Die Luft war schwarz schraffiert, helles Licht brach sich Bahn in einem Tunnel, der seinen Ursprung nur im Himmel beim Allvater und Schöpfer unserer Gedanken haben konnte. Mit geschlossenen Augen saß sie auf der Kirchenbank und hielt die raue Hand der Mutter gedrückt. Die rissige Haut vernarbte den Himmel, die schweren aus dunklen Wolken fallenden Tropfen schmeckten nach Eisen. Luzifers Rüstung aber war mit glänzenden blassroten Federn geschmückt, ein

Zeichen, dass er wieder auferstehen würde und aufgehen würde im Allmächtigen, war er doch selbst schon immer Teil dieses Großen und Ganzen, zu dem wir bestimmt waren.

Die Streitkraft des göttlichen Widersachers aber ist eine eingebillete, so wie der Widersacher selbst nur ein eitles Fantasiegebilde ist. Wovor aber haben wir dann Angst? Was nagt an uns wie ein hungriger Marder, wenn wir nur ein Schattenheer fürchten? Jesus selbst hat uns längst die Macht verliehen, Schlangen und Skorpione, Teufel und Dämonen zu besiegen. Weshalb sich mühen, wenn doch schicksalhaft und von Gottes Gnaden unsere Namen im Himmel eingeschrieben stehen, wie es bei Lukas heißt? Veronika. In maigrünen Lettern sah sie sich geschrieben. Sie hatte ihren Platz am Firmament, welch teuflische List auch immer ihr das Leben auf Erden schwermachte.

Ihre Fingerkuppen streiften sacht über die Namensschilder in dieser Kinderkrippe, die ihr anvertraut war. Werner, Hartmut, Emil, Karin, Gudrun, Sieglinde ... ein schwacher Nachklang einer kraftvollen Zeit und doch hörte sie in diesen Kindern noch das Blut rauschen, das den Weg in eine bessere Zeit bedeuten könnte. Wieder fühlte sie sich zwanghaft hingezogen zu dem blonden Jungen, dessen fein geschwungener schmaler Mund schon jetzt Verletzlichkeit und Schwäche offenbarte. Als sie den Handrücken über das kleine rosige Gesicht hielt, glaubte sie den hellen Flaum erzittern. Spürte er seine Besonderheit, den Tod, den er schon in sich trug, bevor er nur einen einzigen Menschen selbst berührte? Sie umfasste das milchig weiße Bündel, wie um sich des erschlafften, widerstandsunfähigen Körpers zu vergewissern. War es ihr nicht aufgetragen, den Blick zu schärfen für die Besserung? An ihr lag es, die angeborenen Eigenschaften dieser Keimlinge zu erkennen und sie zu kräftigen Pflanzen auf deutschem Boden heranzuzüchten.

Dieses Kind aber bedurfte einer strengen Hand und eines unbeirrten Glaubens an die Veredelung der Rasse. Die Mutter jedoch war schwach. In vier Jahren hatte sie viermal geboren. Jede Geburt schwächte ihre Nachkommenschaft. Der Schrei des Stammhalters ertönte noch berstend im Kreißsaal, das Mädchen wimmerte kläglich, das Schicksal, das ihr in dieser Familie beschieden sein würde, wohl schon ahnend. Der zweite Junge strafte seine Mutter mit Sanftheit. Das vierte Kind mit seinem engelsgleichen Antlitz, der glockenhellen Stimme und dem Versprechen des Todes besiegelte das Ende. Vier Blondschöpfe mit strahlend blauen Augen. Beugte man sich jedoch herab über des Vierten Gesicht und blickte ihn eindringlich an, schlug er die Augen auf und ließ ganz fern ein teichiges Licht aufscheinen, grün mit schlammig gelben Schlieren durchsetzt. Wäre er früher geboren, hätte ihn nicht die Ungnade der späten Geburt ereilt, wäre ihm eine traurige Zukunft erspart geblieben. Die Diagnose wäre eindeutig, die nächsten Schritte vorhersehbar gewesen. Zwei verschiedene Regenbogenhäute, pulverisierter Stahl und die krankhaft bräunliche Veränderung des rechten Auges waren Zeichen einer wesensmäßigen Zerrissenheit, einer Unausgewogenheit des Gemüts, das dem gesunden Volkskörper im Wege stehen würde. Iris-Heterochromie war Lena Rasmussens Spezialgebiet gewesen. Damals hätte Veronika das Kind mit einem hellblauen Strickanzug bekleidet, das weiße Häubchen sorgsam auf das Köpfchen gesetzt. Zärtlich hätte sie die Fontanelle befühlt, die Verheißung des Lebens gespürt und wäre dann abgereist nach Berlin. In Dahlem hatten sie das Geheimnis des guten Geschlechts gehütet, zu dessen Ausreifung dieses Kind beigetragen hätte.

Ihr Blick heftete sich auf die zwittrigen Augen des Knaben.

Erst das Geräusch klappernder Sandalen auf dem frisch

gebohnerten Parkett ließ sie zurückkehren. Die Frau, weizenblond wie der Junge, die Wangenknochen slawisch fast, die Hände grobschlächtig, von der Arbeit geschunden, würde ihn mit sich führen und ihr die letzte Gelegenheit rauben, dem Kind das Unheil zu verkünden, das ihn längst erwartete.

An den Wänden des Hauses bröckelte der Putz, ein Fahrradreifen lehnte an der feuchten Mauer, ein Schlauch, zusammengekrümmt und ermüdet, kauerte im Schatten einer Krüppelkiefer. Die Mutter lehnte am Türrahmen und rieb sich die Hände an der Schürze trocken. Das dunkelblonde Haar war zu einem strengen Knoten gebunden. Ihre Haltung hatte etwas Unentschiedenes mit dem nach vorn geneigten, kecken, wenn auch ausgemergelten Oberkörper, der geschwungenen Nase, den schüchternen Wangen und den hinter der Türschwelle verharrenden Füßen. Ihr Blick wirkte gehetzt und doch war sie von einer augenblicklichen Ruhe durchströmt, als sie ihre drei Kinder mit baumelnden Beinchen auf der Bank vor dem Haus sitzen sah. Volkhart bohrte in der Nase und stieß dem jüngeren Bruder den Ellbogen in die Rippen, um sich mehr Platz zu verschaffen. Franz rächte sich, indem er den Arm um die Schultern seiner Schwester legte. Hanne lächelte ihn dankbar an und drückte kurz seine, für einen Jungen, wie der Vater immer sagte, viel zu zarte Hand. Das Mädchen war adrett gekleidet mit einem Dirndl und einem gesmokten weißen Blüschen. Die Jungen trugen Lederhosen mit rot-weiß karierten Hemden und grob gestrickten Kniestrümpfen. Der Vater, ein rotwangiger, im jungen Alter bereits kahlköpfiger, untersetzter Mann, bestand auf dieser Tracht. Die Fremdheit vor der Landbevölkerung zu verbergen, rangierte für ihn an erster Stelle. Die Verleugnung seiner Herkunft aber kostete ihn nur wenig Überwindung. Bayern, Franken, die Länder des Südens schätzte er als letztes Überbleibsel deutscher Größe. Er selbst war aus dem verlorenen deutschen Osten nach Schleswig geflüchtet, mit nichts als ein paar Groschen in der Tasche und gewappnet mit dem Willen zu unbedingtem Aufstieg. In einem Bauernhof in

Ostholstein hatte er als Knecht ausgeholfen. Die Euter der schwarz-weiß gefleckten Kühe waren mit würziger Milch gefüllt. Schon damals ahnte er, dass Deutschland nach Butter und Sahne lechzen, die Zeit des Darbens endlich ein Ende haben würde. Die zweitgeborene Tochter des Bauern hatte Augen so blau wie das Meer und konnte zupacken, den schmalen Rücken durchgedrückt, die sehnigen Arme ausgestreckt nach den gefüllten Milchkannen. Sie würde ihm Kinder schenken, die er in Bayern zu kräftigen, kernigen Männern heranwachsen ließe. Als er sich ihr von hinten näherte und die Hand auf die Schulter legte, spürte er ihre Gedanken, ihr Heimweh nach klarer, sauberer Luft und Milde. Dort oben im Norden hatte der Wind ihre Lungen durchgepustet und die Sonne ihr Gesicht von Hoffnung erstrahlen lassen. Mit jedem Jahr in Franken erlosch sie mehr, Körper und Seele ausgezehrt von den Geburten und der täglichen Schufferei.

Sie sehnte sich nach den holsteinischen Wiesen, der glitzernen See und der scharfen Brise ihrer Kindheit. Abends sang sie den Kindern Lieder aus der Heimat vor, die Augen geschlossen, sich hineinträumend in eine nie wiederkehrende und doch sehnsüchtig erwartete Vergangenheit.

*»Kling Klang doria
wer sitzt in diesem Doria
Da sitzt ne Königstochter drin
kann man sie nicht zu sehen kriegen
Nein der Turm ist viel zu hoch
Das schadt nicht, das hatt nicht
Mauern muss man brechen
Steine muss man stechen«*

Sie sumnte das Lied und zog die Schultern hoch. Die Hand ihres Mannes löste sich. Sein Atem, geschwängert mit Schnaps,

drang in ihre Nase, als er sich an ihr vorbeidrängte, um sich vor den Kindern als Familienoberhaupt und Beschützer der kleinen Schar zu postieren.

In der Ferne sah sie bereits den Wagen herannahen. Ein schwarzer Punkt, der sich allmählich aufblähte zu einem trägen dunkelgrauen Käfer. Mit halb blinden Sehschlitzen kroch er heran, als wollte er die Augen verschließen vor dem hinter der Fassade lauernden Verfall.

Das Herz stockte ihr, als Karola bremste und mit der Hand nach dem Beifahrersitz langte. Sie hastete zum Wagen und öffnete die Tür. Das Kind war gebettet in ein Weidenkörbchen, ein besticktes Häubchen schmiegte sich um den Kopf. Ein Gefühl der Fremdheit beschlich sie. Zwei Wochen hatte sie den Sohn nicht gesehen. Nicht einmal berühren durfte sie ihn beim letzten Besuch. Durch das Guckloch hatte sie den vom Husten bebenden kleinen Körper erspäht. Die Schwester hatte ihr einen bösen Blick zugeworfen und das Kind an ihr Herz gedrückt. Es schmerzte sie umso mehr, dass sie das Kind nicht einmal abholen konnte. Er hatte es so gewollt. Sie musste ihm helfen, die Milchkannen auszukochen, das Butterpapier zu falten. Lange würde sie diese Plackerei nicht mehr ertragen. Vier Kinder, die gierigen, sturschädlichen Bauern und einen Mann, dessen fleischige Hand sie noch morgens auf den Hüften spürte. Sie nahm den Korb aus dem Wagen und brachte ihn zu den Kindern. Karola streichelte ihr sanft den Rücken. Ihr Mann reichte Karola die Hand und dankte ihr für die Heimbringung des Sohnes. »Ist er gesund?«, hörte die Mutter ihn flüstern.

Die Kinder beugten sich über ihn, streichelten des Kindes Wange, murmelten, küssten und liebkosten, bis der Vater ihnen den Korb entriss. Die Zärtlichkeit, die sie ihm angedeihen ließen, würde nicht wahren.

»Mauern muss man brechen
Steine muss man stechen ...«

Das Kind an die Brust anzulegen, kostete sie eine ungeheure Kraftanstrengung. Mitleidig sah sie das Würmchen an und streichelte ihm die Wangen. Ein Lächeln breitete sich aus auf dem zarten Gesicht, das einer anderen Gebärmutter entsprungen, von fremdem Samen gezeugt zu sein schien. Das blaue Auge blickte sie erwartungsvoll an, das dunkle dagegen schien die Mutter mit einer unkindlichen Melancholie zu durchdringen. Seit der Vater der Zweifarbigkeit gewahr worden war, strafte er Mutter und Sohn mit angewiderten Blicken. Das Dunkle garte unter der engelsgleichen Oberfläche, Unvernunft und Schwäche hatten sich in diesen Körper gepflanzt. Sie ahnte es genau wie er, verdrängte jedoch den unseligen Gedanken. Mit den Fingerkuppen berührte sie ihre schmerzlich entzündete Brustwarze. Ein gelbliches Sekret trat aus, ihr Körper stieß dieses Kind ab wie einen toten Ast, dieses Kind, das sie nicht wollte und welches doch ihr Schicksal war. Sie befühlte den geröteten Rand, der sich um die Warze gebildet hatte, wulstig wie der Abschiedskragen am Stamm einer Linde. Ein Wundholz, das die Verletzungen des Gewebes überwallen würde, um weitere nach Zärtlichkeit und Milch dürstende Wesen von ihrem Inneren abzuhalten. Sie hob das Kind in den mit einem Leintuch ausgekleideten Weidenkorb und beträufelte ihre Brustwarze mit Muttermilch. Aus der Ferne hörte sie ihn rufen. Seine Stimme würde anschwellen zu einem dumpfen Grollen, bald würde sie seine schweren Schritte in der Tenne hören. Sie knöpfte sich hastig die Bluse zu und bedeutete Hanne, die neugierig in die Kammer geschlichen war, das Kind in den Schlaf zu wiegen. Das Mädchen summte ein

Lied, das viel zu fröhlich klang für das traurige Brüderlein. Es tschilpte wie ein Sperling und reckte das mit Sommersprossen betupfte Näschen in die Höhe, als würde es gleich losfliegen, hinein in den blauen Himmel, hoch zur See, um endlich zu verschwinden aus diesem trostlosen Franken. Hätte sie es der Tochter gewünscht, die Flügel auszubreiten und sich dem ewig Gleichen zu entziehen? Ein Wimpernschlag, und auch dieser Gedanke würde verschwinden. Tagwerk und Pflicht würden sie davon abhalten, über die Pfade des Lebens zu sinnieren. Vielleicht aber würde der Herr sich erbarmen und die Tochter einen neuen Weg beschreiten lassen. Dann, zu gegebener Zeit, würde sie das Mädchen davor warnen, dem Erstbesten seine Gunst zu erweisen. Sie würde es antreiben, in der Schule aufzupassen, den Rechenschieber zu verwenden und das Geld in der Kasse zu zählen. Gedichte würde es lernen und sich mit geschlossenen Augen den Nachthimmel vorstellen, bis jede Zeile ihm in Fleisch und Blut übergegangen wäre. *Der Mond ist aufgegangen / Die goldnen Sternlein prangen / Am Himmel hell und klar* würde ihm im Ohr klingen und es begreifen lassen, dass es etwas gibt, das es forttragen würde aus diesem kalten Dasein, einen Stern, der nur für dieses kleine Mädchen leuchtete und darauf wartete, vom Himmelsgestirn gepflückt zu werden. Sie würde dem Mädchen helfen, die fremde Welt zu begreifen, den Ozean zu überwinden, der seine Heimat trennte von einem Land, in dem Träume auf der Leinwand Wirklichkeit wurden. Vorher aber würde es leiden müssen, seine Pflicht erfüllen, das Vaterunser beten, die Milchkannen ausspülen, den Hof fegen, den Brüdern das Butterbrot streichen und dem Säugling mit seinem Tirilieren ein Luftschloss bauen.

Der Junge schrie und ließ den Tagtraum platzen. Der Vater packte die Mutter grob am Arm, wo sie doch zurückwollte zu

dem Kind! »Lass ihn schreien, den Balg!«, forderte er und zerrte sie in den Hinterhof, wo sie das Malheur sichtete, ein Dutzend umgestürzte große Kannen. Die Milch schwamm auf dem aufgeplatzten Zementboden und sammelte sich in Kühlen. Die Katze lauerte am Rand auf eine Welle, die ihr das köstliche Weiß auf die Zunge schwappen ließe. Die ersten Blätter trieben im milchigen See, eine Kohorte Ameisen formierte sich zum Spährtrupp.

Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen, hangelte nach einem Blecheimer und versuchte die Flüssigkeit aufzusammeln. Vergeblich gewiss. Die Milch war verdorben, unbrauchbar geworden für den Verkauf. Die Bauern würden den Vater verfluchen, in die Ställe stapfen und die Euter der Kühe ausquetschen bis auf den letzten Tropfen. Er aber würde sie für ihre Unachtsamkeit bestrafen. Warum hatte sie die Kinder nur allein gelassen? Drei Jungen, die den Hund mit Stöcken neckten, sich balgten und die Milchkannen in einem klirrenden Tanz über den Boden schmetterten ließen. Sie würden es büßen müssen und aneinandergekauert den Gürtel auf sich niedersausen sehen. Das Wimmern würde ihnen vergehen beim Anblick des tobenden Vaters, der den Verdienstausschlag mit jedem Schlag kalkulierte, den er seinen Kindern versetzte.

Der Schmerz würde sie daran erinnern, dass Übermut geahndet und nichts ohne Spuren bleiben würde.

Die Müh war vergebens. Sie ließ den Holzgriff des Eimers los und ging zurück ins Haus, wo er mit erhobener Hand schon auf sie wartete.

Dr. von Falkenhausen rückte seine Hornbrille zurecht und begutachtete die beiden Käselaike. Er setzte die Klinge in der Mitte des Käses an und rollte die gebogene Spitze mit sanftem

Druck in den Laib hinein. Mit vibrierenden Nasenflügeln fing er das Aroma ein. Ein Ausdruck von Zufriedenheit zeigte sich auf seinem kantigen Gesicht, in dem blitzwache dunkle Augen funkelten. Auch der zweite Laib wirkte verheißungsvoll. Der dunkelgraue Außenschimmel bewuchs gleichmäßig einen nach Torf und Haselnuss duftenden Korpus. Die Sporen wirkten wie der matt glänzende Pelz eines schlaftrunkenen Tieres. Er nahm ein weiteres Silbermesser zur Hand und öffnete den noch unberührten Laib. Mühelos glitt es durch den blaugrün marmorierten Korpus.

Willent hatte gute Arbeit geleistet. Seine Hartnäckigkeit hatte sich ausgezahlt. Der störrische Bauer war endlich dazu bereit gewesen, sich auf von Falkenhausens Versuch einzulassen. Das übrige Misstrauen ward mit klimpernden Münzen und großzügig in den Kittel gesteckten Scheinen überwunden worden.

Das Experiment war geglückt! Erstmals hatte er die Laibe mit Penicillin pikiert und so die Schimmelbildung beschleunigt. Die traditionelle Methode, Edelpilze in Roggenbrot zu züchten, barg zu viele Unwägbarkeiten. Der Pilz entzog sich menschlicher Kontrolle, wucherte, verdichtete und verformte sich willkürlich. Die Güte des Edelpilzes war zufallsbestimmt, eine Bedingung, die von Falkenhausen nicht gelten lassen wollte.

»Einen Schnaps?«, fragte er Willent, bot ihm einen Platz an und goss Schlehenbrand in zwei goldgeränderte kleine Gläser. Nach kurzem Zögern nahm der Molkereivertreter auf einem Stuhl aus gedrechseltem Kirschholz Platz und versuchte eine ihm herrschaftlich dünkende Haltung einzunehmen. Mit durchgestrecktem Rücken und verkrampften Händen wartete er auf den ersten Schnaps. Von Falkenhausen kannte das Ritual. Nach dem vierten oder fünften Glas würde er ihm von

den rosigen Wangen seiner Tochter erzählen, den schmalen Riemchen, die sich um ihre Knöchel wanden, und den schimmernden wasserblauen Augen.

Von Falkenhausen lächelte mild. Er hatte beschlossen, Nachsicht zu üben mit diesem rotgesichtigen Dickwanst, der sich aus Angst um sein Emporkommen gewiss keinen Skandal erlauben würde. Er hatte vier Blondsöpfe und eine schuftende, gebärwillige Frau. Von Falkenhausen selbst hatte drei der Kinder auf die Welt gebracht in diesem geduckten, nach Moder riechenden Haus. Das Bett, ewiger Ort der weiblichen Verderbnis, lehnte an einer ockerfarbenen Wand, auf der mit einer Musterwalze Eichenblätter aufgedrückt worden waren. In das hölzerne Kopfteil des Bettes war, er sah es deutlich vor seinem geistigen Auge, eine Inschrift graviert: *Gottes Gnade, gesunder Leib, Ein warmes Bett, ein frommes Weib.*

Die Gravur schien nicht so recht zu passen zu diesem ehemaligen Knecht, der sich niemals sonntags in der Kirche blicken ließ, nur zur Segnung das Kind über das Taufbecken hielt, vielleicht weil er immerhin einen Funken Aberglauben in sich trug. Am wahrscheinlichsten aber war, dass er nicht auffallen wollte. So grobschlächtig er auch aussah, so roh er sich gegenüber Frau und Kindern im Haus gebärdete, nach außen, in der Welt dieser protestantischen Christenmenschen gab er sich lammfromm.

Er war so pharisäerhaft wie der Schäfer, der pastellfarben auf billig bedrucktem Papier unter fleckigem Glas wellte, eingeraht von willigen Lämmern, die ihn dummseelig anstarrten, während der Wolf hinter dunkelgrünen Tannen lauerte.

»Willent«, hob von Falkenhausen an, »kennst du die Geschichte des Roqueforts?« Einmal hatte er ihn ein Stück dieses edelsten aller Blauschimmelkäse kosten lassen, damit er den süßwürzigen Geschmack auf der Zunge spürte und

angetrieben würde von einem geradezu organischen Verlangen nach Wiederholung. Willents Gesicht aber war reglos geblieben, er hatte ein paar bedeutungslose Worte gestammelt, um dem Doktor gefällig zu sein, gespürt aber hatte er nichts. Dieser Mann würde nur mit Geld zu locken sein und der Hoffnung, am Stammtisch eines Tages bei den Honoratioren sitzen zu dürfen. Tumb und teigig wirkte er, und doch war er besessen von dieser Gier nach Aufstieg, die das deutsche Volk nun mehr denn je benötigte.

»Im Aveyron«, begann von Falkenhausen, »da, im Südwesten Frankreichs, wo der Tarn durch hügelige Landschaften fließt und schweres Wildwasser durch felsige Schluchten strömt, liegt das Dorf Roquefort-sur-Soulzon ...«

Willent verschränkte die Arme und schloss die Augen.

»Vor langer, langer Zeit saß ein junger Hirte auf einem mit grünem Moos bewachsenen Felsen und ließ den Blick über die üppig bewachsene Landschaft Okzitaniens wandern. Über den Hügeln brauten sich dunkle Wolken zusammen. Die Schafe trotzten dem Unwetter, die Drüsen ihrer Haut sonderten einen fettigen Stoff ab, der die Wolle wasserabweisend machte. Der Schäfer aber, ein junger, kräftiger Bursch, sorgte sich dennoch. Das Wohlbefinden der Tiere wirkte sich auf Milch und Käse aus. Zudem wollte er selbst im Trockenen sein, wenn der Himmel seine Schleusen öffnete. Als er sich aufrichtete und mit einem Pfiff den Hund zum Aufbruch rief, sah er ein Mädchen über die Weide hüpfen. Unter dem weißen Leinenkleid zeichneten sich ihre knospenden Brüste ab, auf der Haut trug sie einen Kranz aus Schafgarbe und Amarant. Als sie den Schäfer erblickte, gefror ihr Lächeln. Ein uralter Instinkt warnte sie vor drohender Gefahr. Gehetzt nach allen Seiten blickend, kundschaftete sie Fluchtwege aus. Der Schäfer aber zögerte einen Augenblick zu

lang. Den frischen Schafskäse, das duftende weiche Brot lagen neben ihm. Die Magensäfte quollen, der Hunger wuchs, das Mädchen rannte. Was sollte er zuerst sich nehmen? Er unterschätzte die Schnelligkeit des Kindes, hastete hinüber zu einer Grotte und verbarg die Wegzehrung in der Kalksteinhöhle. Das Mädchen aber war verschwunden, als er nach ihm spähte. Weit konnte es nicht sein! Die Lust trieb ihn hinaus. Mehr als drei Tage lang setzte er sich auf des Mädchens Spur. Dann kehrte er vergebens zurück zu seiner Höhle. Die Schafe standen unbeirrt da, der Hund hatte die Herde in unverbrüchlicher Treue zu seinem Herrn zusammengehalten. Der Käse aber war von einer blauen Schicht überwuchert, das Brot vergammelt, dünkte ihm. Der Hunger aber kennt kein Erbarmen. Der Schäfer stürzte sich auf die verschimmelte Nahrung und war beglückt von süßem Abenteuer und Verderben. Die Geburtsstunde des Roqueforts trug sich in dieser Höhle zu, so will es die Legende.«

Von Falkenhausen klatschte in die Hände und schenkte Willent ein weiteres Glas Schnaps ein. Der Schlehenbrand holte den im Traum versunkenen Trunkenbold zurück in die Wirklichkeit. Als Willent jedoch fragte, ob der Hirte das Mädchen jemals gefunden habe, wusste der Doktor, dass er sein Ziel verfehlt hatte. Willents Geschmack würde für immer getrübt bleiben, überzogen von der pelzigen Schicht des Stumpfsinns.

Von Falkenhausen beugte sich vor und inspizierte erneut die feine Maserung des Käses. »Wie viel weiter wäre unsere Sicht vom Leben, wenn wir durch Verkleinerungsgläser schauen könnten?«, murmelte er. Willent schaute ihn ratlos an. Der Doktor wiederholte den Ausspruch des niederländischen Anatomen. Louis Bolk hatte 1926 bereits die physiologische Frühgeburt als Merkmal der menschlichen Rasse ausgemacht.

Die Dinge kleiner erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit waren, hatte sich von Falkenhausen zum Lebensmotto erkoren. Hindernisse ließen sich so leichter beseitigen, der Weg des Lebens schien weniger dornig, und auch ein Kind, aus dessen einem Auge der Tod lachte, erschien im Miniaturisierungsglas arglos. Vielleicht sogar würde dieses Kind einen Sprung in der Entwicklungsgeschichte des Menschen darstellen. Der zweifarbige Blick auf diese Welt könnte eine Abkehr von der Jahrtausende währenden Retardation der Menschheit bedeuten, ein Ende der Neotenie! Nichts anderes war nach Bolk der Mensch als ein »geschlechtsreif gewordener Affenfoetus«. Rundung und Größe des Schädels, die zum Kopf verhältnismäßig kleine Gesichtspartie, die spärliche Körperbehaarung ... Willent war ein klassisches Exemplar dieses neotenen Menschen, ein Rückschritt in der Evolution, primitiver als ein Schimpanse!

Von Falkenhausen servierte ihm ein letztes Glas Schnaps, im unerschütterlichen Glauben an die Organe der endokrinen Sekretion, an ein Ende dieser organischen Störung, welche die Retardierung der Menschheit zu verantworten hatte.